

PREMIERE IM
STAATSTHEATER:

Ein Ausflug nach Kalau

Jacques Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“

Der Reiz dieser Parodie auf die große Oper liegt neben der phantasievollen und witzigen Musik Offenbachs im Text, der, zeitkritisch gedacht, immer den allerletzten Aktualitäten Platz machen mußte. So ist der Erfolg immer dann bombensicher, wenn Spitzigkeiten und nette Anzüglichkeiten mit Charme und überlegenem Esprit vortragen, das Publikum erheitern, wenn Chöre, Arien und der Cancan des Balletts es in musikalisch beschwingte Stimmung bringen. Dazu gehört eine Bearbeitung, die mit Verstand und witziger Ueberlegenheit Zeitkritik übt und ein Darstellungsstil, der sich der parodistischen Absicht der burlesken Oper bewußt ist.

Die Inszenierung und Aufführung in Kassel litten unter einem Text, der von dem Regisseur Heinz Lingen ohne jenen Witz, der die Bearbeitung von Wilhelm Meißner für die Stuttgarter „Mausefalle“ auszeichnete, sich müde von einem Kalauer zum nächsten schleppte und dabei den sich anbietenden Nuditäten nicht auswich. Von den Darstellern und Sängern wurden der quicklebendige Kurt Söhning als Pluto, das köstliche Pärchen Apollo (Karl Viebach) und Mars (Wolf Hanke) und der Styx in Graf-Bobby-Manier von Karlheinz Mauthe dem kabarettistischen Stil der Offenbachade gerecht. Das Bühnenbild war zwar üppig, aber vielleicht darum gleich für das Weihnachtsmärchen mitberechnet, mit duffigen Wolkenrollos, schwellenden Polstern und, wie originell, einer richtigen Schaukel für Trude Tandars Juno, die hoffentlich in dieser „dankbaren“ Rolle nicht ihre Abschiedsvorstellung gab.

Cara Gyl sprach sehr offenherzig eine Meinung aus, die, als öffentliche Meinung deklariert, wieder einmal bewies, wie sehr

die sensationelle Aufmachung oftmals die Einfallslosigkeit kaschieren muß. Aber vielleicht fiel das, was die öffentliche Meinung nicht auszusprechen wagt, einem Herrn auf, der in einer Loge saß, um sich selbst ein Urteil zu bilden.

Wir wollen zuversichtlich hoffen, daß Hans Joachim Wunderlichs Erfolg, den das Publikum ihm und dem mit Schmiß und Hingabe musizierenden Orchester immer wieder bestätigte, dabei zugunsten des Kasseler Staatstheaters in die Waagschale fallen wird. Die Zuschauer im ausverkauften Haus applaudierten noch lange, nachdem der Kultusminister seine Loge verlassen hatte.

HB

Hermann Nachrichten
22. 1. 57.

Operette in Himmel und Hölle

Im Staatstheater: Neufassung von „Orpheus in der Unterwelt“

Statt Offenbachs Ouvertüre gab es ein Melodram mit der „Öffentlichen Meinung“, Eine schlanke, stark dekolletierte Dame, die sich mit Zeitungen wärmte, sprach ihre Kollegen im Parkett an und konfertierte witzig über den Skandal, der sich nachher auf der Bühne abspielen sollte. Da die Dame Cara Gyl hieß, saßen die Pfeile, die sie abschoß, direkt im Ziel.

Man erwartete nach diesem Auftakt ein ebenso geistvolles „Schützenfest“ im Olymp und in der Unterwelt. Leider beschränkt sich die „Öffentliche Meinung“ im weiteren Verlauf auf die Rolle, die Offenbach ihr zugewiesen hat. Und so hielt sich auch Heinz Lingen, der Bearbeiter und Regisseur, an die Grundlinie der Operette. Von Crémieux Buch läßt Lingen nur die Gesangstexte bestehen. Die Prosa ist für eine Schauspielbesetzung ganz neu geschrieben. Sie arbeitet mit tausend Wortwitzen und modernen Anzüglichkeiten, die bis zur Kollenknappheit reichen, aber sie will weniger geistvoll als derb volkstümlich sein. Und da kommt Lingen bald in Konflikt mit dem Geist Offenbachs, der einmal in der Persiflage der Götterwelt die Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs treffen wollte.

Nach einer viel zu ausgedehnten Einleitung zwischen Pluto und Eurydice öffnet sich ein bunter, amüsanter Götterhimmel. Hier liegt die Stärke von Lingen's Einrichtung. Er denkt sich karnevalistische Episoden aus, läßt die abenteuerlustigen Götter nach „Zapfenstrich“ fidel von ihren nächtlichen Streifzügen heimkehren und baut ihren Empfang im Himmel zu kleinen Kabarettscenen aus, deren heitere Spitze der Bacchus hält, die parodistische der als Simplizissimus-Leutnant schnarrende Mars, die gesangliche eine süße kleine Koloratur-Diana, in der wir die neue Mozart-Constanze, Trudel Möller, erkennen.

Lingen rückt Offenbach in die Nähe Linckes und Kollos. Er lichtet dem Orpheus das Haar und macht den Göttervater zum Mümmler, dessen Fliegentanz schon ans Unästhetische streift. Die Witze werden derb gepfeffert, die Situationen desgleichen. Venus ist auf verlebte Bardame, Cupido auf keß frisiert, Eleganz ist verbannt und das Groteske der Geschliffenheit vorgezogen. Kein Zweifel, daß sich das Publikum je nach Gusto darauf einstellen wird.

Szenisch gibt es nach Döhl's Vorhang, der auf die schöne Helena weist (Paris-Staatstheater weiß nicht, welcher von den drei Grazien-Gazetten er den goldenen Apfel reichen soll), einen luftigen, klassischen Olymp mit Jupiter-Hängematte, Juno-Prunkbett und goldener Sonne. Dies Eurydice-Boudoir und der Höllensaal sind zu einer Szene zusammengezogen. Tänzerisches (Zickler) und Chorisches ist stark gebunden. So ist die Bockwurstrevolution der bewegte Höhepunkt des olympischen Aktes, Fliegentanz und Cancan die Spitzen des letzten Aktes, wobei natürlich — wie in der lustigen Witwe — das Froufrou den Vogel abschießt.

In der Besetzung stehen die parodistischen und grotesken Figuren absolut im Vordergrund, während Bert Schneiders gerupfter Orpheus und Ellen Pfitzners vitale Eurydice die seriösen Töne anstimmen. Mörbitz ist der bejahrte Jupiter (siehe oben!), Trude Tandar die Matrone Juno, Hanke berlinert als Mars, Ilse Tiemann pfeffert die Venus, Cupido hat ein unbekanntes Gesicht (der Zettel lennt „Schwarz-Wisotzki“), Mauthe, rot wie eine Siegellackstange, singt den „Prinz von Arkadien“ wie Graf Bobby, Ebhardt schlägt mit seiner Bacchus-Szene ein und gibt dem durch seinen Offenbach einen erwärmenden Akzent.

Der spielerisch stärkste Antrieb der Operettenhandlung ist der Pluto Söhnings,

der schon dem Schäfer hinreißend komische Züge gibt. In kleineren Rollen: Joachim Mock, Viebach, Motschach (Morpheus), Margarete Kühnholz und Hans Conzen (Herkules).

Hans Joachim Wunderlich's Temperament und Offenbachs ungebrochene Zündkraft decken sich. Das Orchester muß zwar die Ouvertüre entbehren, holt aber aus anderen Offenbach-Bereichen musikalische

Zufuhr und steigert den Cancan zu echtem Furioso. Der von Fellmer studierte Chor geht völlig auf im musikalischen und spielerischen Gesamtbild. Höhepunkt: das Spottlied auf Jupiter.

Das Publikum wird unterhalten, amüsiert, aber nicht immer gezündet, weil der parodierte Stoff nicht mehr Allgemeingut ist und Lingen's Bearbeitung zwischen gestern und heute stecken bleibt. G.M.V.

Kasseler Post, 22.1.57.